This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

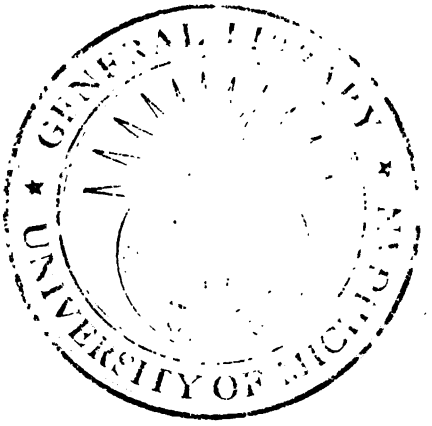
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

838
G60
B813

B 966,624


GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Goethe und Berlin.

Festschrift

zur

Enthüllung des Berliner Goethe-Denkmals

von

Otto Braßm.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1880.

Goethe und Berlin.

Festschrift

zur

Enthüllung des Berliner Goethe-Denkmals

von

Otto Brahm.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1880.

X38
G60
7.X13

Goethe
Feldmann
3-25-47
58258

Wenige Monate erst sind verflossen, seit wir im Berliner Thiergarten das Luisen-Monument Erdmann Encke's enthüllt haben. Enger an die Wirklichkeit gebunden, als Gustav Richter in seinem Ideal-Porträt, hat der Künstler, zu seinem Vorteil, den Versuch gemacht, die historische Vorstellung von der königlichen Frau, wie sie in unserm Volke ungemindert fortlebt, künstlerisch zu verwirklichen. Als die Dulderin hat er sie aufgefaßt, die gottergebene Patriotin, die in leidvoller Ergebung, in schmerzdurchbebter Zuversicht besseren Tagen entgegenharrt. So, mag man sich denken, hat die Königin empfunden, wenn sie ihre Lieblingsverse sprach:

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nicht die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

„Diese tiefschmerzlichen Zeilen", erzählt Goethe, „wiederholte sich eine höchst vollkommene, angebetete Königin in der grausamsten Verbannung, zu grenzenlosem Elend verwiesen. Sie befreundete sich mit dem Buche, das diese Worte und noch manche schmerzliche Erfahrung

GVS

überliefert, und zog daraus einen peinlichen Trost; wer dürfte diese schon in die Ewigkeit sich erstreckende Wirkung wohl jemals verkümmern?“

So leitet uns von dem Luisen-Denkmal ein schönes Band zu jener andern Stätte des Thiergartens hin, zu jenem Monumente, dessen feierlicher Enthüllung wir in diesen Tagen entgegensehen.

Wenn ein Staat, eine Stadt einen großen Toten durch die Errichtung eines Denkmals ehrt, so entsteht, wie von selbst, die Betrachtung: Was denn war der Gefeierte dem Gemeinwesen, was das Gemeinwesen ihm? Und so fragen auch wir: Was war die Hauptstadt des preußischen Reiches für den größten Dichter unserer Nation? Wir fragen: nach den Beziehungen zwischen Goethe und Berlin.

Da ist denn nun, auf den ersten Blick, gar wenig zu entdecken. Goethe hat zu Berlin keine Beziehung wie zu Frankfurt, der Stadt seiner Geburt und seiner Jugend, wie zu Weimar, seiner zweiten Heimat, der Stätte seiner Mannes- und Greisesjahre; oder wie zu Leipzig und Straßburg, den Orten, an denen er studiert, an denen er entscheidende Einwirkungen für sein Leben und für sein Dichten erfahren hatte; ja nicht einmal wie zu Städten, in welchen er häufiger geweilt, in welchen er Erfrischung, Anregung, neuen Lebensmut gewann, zu Dresden oder Karlsbad.

Goethe ist nur ein einziges Mal in Berlin gewesen.

Er kam am 15. Mai 1778 in Begleitung des Herzogs Karl August in der Residenz an und blieb in Berlin

und Potsdam bis zum 23.; seine Eindrücke — sie sind flüchtig und nicht eben erfreulich — hat er in den Briefen an Frau von Stein und an Merck niedergelegt. „Durch die Stadt und durch mancherlei Gewerb und Wesen hab' ich mich durchgetrieben. Es ist ein schön Gefühl, an der Quelle des Kriegs zu sitzen in dem Augenblicke, da sie überzusprudeln droht. Und die Pracht der Königsstadt und Leben und Ordnung und Überfluß". Goethe besucht Chodowiecki, den Kupferstecher, und die alte Karschin, Anna Louise Karsch, die ihn nach ihrer Gewohnheit „beverst". Im Mittelpunkt aber steht für ihn die gewaltige Persönlichkeit Friedrichs des Großen. „Dem alten Fritz", schreibt er, „bin ich recht nah worden, da ich hab sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab über den großen Menschen seine eigene Lumpenhunde räsonniren hören. Wenn ich nur gut erzählen kann von dem großen Uhrwerk das sich vor einem treibt; von der Bewegung der Puppe kann man auf die verborgenen Räder, besonders auf die große alte Walze, F. R. (Fridericus Rex) gezeichnet, mit tausend Stiften, schließen, die diese Melodien eine nach der andern hervorbringt."

Aber nicht in diesen mehr gelegentlichen und zufälligen Äußerungen liegt Goethe's Urteil über den großen König beschlossen; vor allem ist es niedergelegt in den bekannten Worten von „Dichtung und Wahrheit", die für den unbefangen-historischen Sinn des Dichters ein so glänzendes Zeugnis sind: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in

die deutsche Poesie". Und als er den ersten Band der hinterlassenen Werke des „großen Alten" gelesen hat, ruft er voll Bewunderung: „Es ist doch was Einziges um diesen Menschen!".

Durch die preußische Politik Karl Augusts, der sich in guten wie in schlimmen Zeiten als treuer Bundesgenosse bewährt hat, ist dann Goethe auch weiterhin mit Gliedern des preußischen Herrscherhauses in nähere oder fernere Berührung gekommen. Während der Campagne in Frankreich, vom Jahre 1792, begegnete er flüchtig dem König Friedrich Wilhelm II. und dem Prinzen Louis Ferdinand; er besuchte später den verwundeten Prinzen in Mannheim. Näher kam dem Dichter Louis Ferdinand, als er 1805 bei den preußischen Truppen in Gera weilte; jetzt erst ließ er ein gewisses Mißtrauen fallen, das er bisher noch gegen ihn gehegt hatte. Der Prinz berichtet darüber nach Berlin: „Ich habe nun Göethe'n wirklich kennen gelernt; er ging gestern noch spät mit mir nach Hause und saß dann vor meinem Bette, wir tranken Champagner und Punsch und er sprach ganz vortrefflich. Endlich deboutonnirte sich seine Seele; er ließ seinem Geiste freien Lauf; ich lernte viel und fand ihn ganz natürlich und liebenswürdig." Der Bericht des Prinzen läßt nur unvollkommen durchblicken, daß es sich hier in Wahrheit um ein ganz solennes Trinkgelage, nach allen Regeln der Form und des Herkommens, gehandelt hat; zum Trost für den gewissenhaften Historiographen liefert die notwendige Ergänzung eine Schilderung des Herzogs Karl August, welche uns lehrt, daß man die ganze Nacht hindurch gezecht habe,

„ungeheuer viel, und um die Wette; Goethe blieb nichts schuldig, er konnte fürchterlich trinken!“

Persönliche Beziehungen zwischen Friedrich Wilhelm III. und Goethe haben sich nicht geknüpft, aber es läßt sich nicht nur vermuten, daß der Dichter, in dessen Werken die Königin Luise so edlen Trost gefunden, auch dem innig verbundenen Gatten lieb und teuer gewesen sein muß, sondern wir wissen auch aus den Briefen Zelters, daß der König an der Einstudierung des Faust, die in den Jahren 1816 und 1820 die Berliner Hofkreise beschäftigte, lebhaften Anteil nahm. Von der ersten Leseprobe des Faust berichtet Zelter: „Als wir mit dem ersten Akte zu Ende waren, kam unvermutet der König. Nun wurde der ganze erste Akt wiederholt und der König, der nach alter Art anfänglich gehalten und zurückgezogen war, hielt über zwey Stunden still, wurde freundlich, gesprächig und wahrhaft liebenswürdig.“ Und nach der Aufführung schreibt Zelter dem Dichter: „Der König war so zufrieden mit uns, daß ich sein Lob aus seinem Munde honigsüß vernommen habe. Alles fragte nach Dir und freute sich Deines Wohlseyns. Der König wunderte sich, als ich sagte, daß Du schon seit Mitte vorigen Monats in Karlsbad seyst.“

Die Söhne des Königs, die Prinzen Friedrich Wilhelm, Wilhelm und Karl, bezeugten Goethe ihre verehrende Teilnahme durch einen Besuch, welchen sie am 1. Februar 1827 ihm in Weimar abstatteten. „Der Kronprinz,“ berichtet Goethe seinem Amanuensis Eckermann, „blieb gegen drei Stunden, und es kam mancherlei zur Sprache, welches mir von dem Geist,

Geschmack, den Kenntnissen und der Denkweise dieses jungen Fürsten eine hohe Meinung gab."

Daß endlich auch Kaiserin Augusta, die Enkelin Karl August's, mannigfache Beziehungen zu dem Dichter gehabt hat, will kaum besonders hervorgehoben sein. In der Sphäre seiner Thätigkeit ist sie aufgewachsen, aus der Stätte seines Wirkens hat Deutschland seine Kaiserin erhalten. Wenn die Fürstin das Vorbild der Mildthätigkeit und der Barmherzigkeit geworden ist — darf man da nicht auch an den Dichter erinnern, der ein leuchtendes Beispiel war der schönen Menschlichkeit und der werkthätigen Liebe, an den Dichter der hohen Worte: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut! Denn das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen." Teilnahmsvoll haben die Augen des Olympiers auf dem Kinde, auf der Jungfrau geruht, teilnahmsvoll begleiten sie seine Gedanken in die neue Heimat. „Heute", so schreibt er am 5. Juni 1829 seinem Freunde Zelter in Berlin, „nahm Prinzeß Auguste freundlichst von mir Abschied; sie ist wirklich so bedeutend als liebenswürdig. Mag es ihr wohl ergehen in dem ungeheuer weiten und bewegten Element."

Sehen wir uns nun aber in den Kreisen der Berliner Bürgerschaft um, nach den Männern und Frauen, die vor dem Gestirn von Weimar sich huldigend neigten, so treten uns sofort zwei sehr merkwürdige Umstände entgegen.

Der eine: Erst gegen Ende des Jahrhunderts, seit den neunziger Jahren, kommt Goethe zu Berlin in ein immer näheres und erfreulicheres Verhältnis.

Der andere: Die zahlreichen, glühenden Verehrer, die der Dichter seit jenem Zeitraum in Berlin findet, sind nicht durch bloßen Zufall in einer und derselben Stadt vereinigt, sie stehen in Verbindung unter einander, sie bilden einen bestimmten Zirkel, ja in der Folge eine Schule.

Um vorläufig die wichtigsten Namen zu bezeichnen, auf die es ankommt, nenne ich: Rahel, Varnhagen, Henriette Herz, Dorothea Veit, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Tieck, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Schleiermacher, Arnim und Bettina. Etwas mehr abseits von diesem Kreise stehen Zelter, Fürst Radziwill, Graf Brühl. Mit einer ganzen Reihe der Genannten, so vor allem mit Wilhelm von Humboldt und Zelter, hat Goethe in genauem persönlichen Verkehr gestanden; aber ein solcher Zusammenhang durch Personen ist halb wie zufällig und darum für unsere Betrachtung minder wichtig. Diese Verhältnisse mochten so, sie mochten anders sein, ja sie mochten gar nicht sich knüpfen, und an der Hauptsache war doch nichts geändert.

Es giebt einen Zusammenhang über den persönlichen hinaus, einen Zusammenhang Goethe's mit der Stadt Berlin als solcher. Die Stadt hat ihre Verdienste um den Dichter, welche in ihrer besonderen Art durch keine anderen aufgewogen werden können, die sich irgend eine andere Stadt Deutschlands um ihn erworben hat.

Berlin hat Goethe's Weltstellung entdeckt. Berlin zuerst hat nach der Wendung des Dichters zum Klassizismus hin ihm die Anerkennung größerer Massen eingebracht.

Es ist, als ob die Stadt sich mühte, das Unrecht zu

sühnen, das sie dereinst an Goethe begangen. Denn damals, als er durch seine Jugendschriften der Begründer der Sturm- und Drangperiode wurde, als Götz und Werther ihren ersten, lärmenden Siegesumzug hielten, und ganz Deutschland dem neuen Genius zujubelte — damals war Berlin es gewesen, welches sich bis über die Maßen kritisch verhalten hatte, Berlin, die Burg der Aufklärungsmänner, der alten bezopften Herren, die die Zeichen der neuen Zeit nicht verstanden, und dem Sturmwind, der ihnen Fenster und Thüren aufriß, gebieten wollten, fein sanft und ruhig zu sein, wie es sich für einen ehrsamen deutschen Luftzug gezieme. Den Fortschritt hatten auch sie einst gewollt, aber vorsichtig, und ohne Übereilung; nun erzitterten sie auf ihren kuruliſchen Sesseln und wollten die überkecken Neuerer schlankweg von dem Parnaß vertreiben. Nicolai und die Nicolaiten, Ramler, Biester, Engel, die Beherrscher des Berliner Geschmacks machen den jungen Genies die heftigste Opposition; Nicolai schreibt seine Werther-Parodie, die Allgemeine Bibliothek, das Organ seiner Partei, ist voll und voll von Angriffen auf die Revolutionäre und der Unmut derer, die sich nicht in die Öffentlichkeit wagen, macht sich in den Briefwechseln desto eifriger Luft.

Und nun begiebt sich das Wunderbare. Goethe selbst, der die ganze Nation auf seiner Seite hat, dem nach dem großen Erfolge des Götz der größere, der europäische, des Werther zu Teil geworden ist — Goethe selbst, anstatt revolutionär fortzusetzen, lenkt ein, mit nie genug zu bewundernder Selbstverleugnung, in die Traditionen der Renaissance-Kunst. Es irrt ihn nicht, daß er

einsam und unverstanden nun dasteht, daß das große Publikum nur denen lauscht, welche die Tendenzen seiner Jugend überbieten und verzerren, daß selbst seine Freunde anfangen, an ihm zu zweifeln; ruhig und ohne Schwanken, in einfacher Größe, setzt er seinen Weg fort, er macht, menschlich und künstlerisch, seinen Reinigungsprozeß durch und dringt vor zu dem Ideal des Klassizismus. Während und nach der italienischen Reise treten die großen Dichtungen hervor, welche die ersten Resultate dieses Strebens darstellen: 1787 erscheint „Iphigenie", 1790 „Tasso".

Bei allen großen Menschen beobachten wir, sei es leidenschaftlicher oder ruhiger, heißer oder gelassener, sei es in längerer oder kürzerer Frist, ein vergebliches Streben nach Anerkennung, ein Mühen und Ringen um den Erfolg. Das Alte widerstrebt und hemmt und stemmt sich mit allen seinen Kräften; jene, verletzt und verstimmt, ziehen sich auf ihr Selbst zurück. Plötzlich aber wird dem großen Neuerer nicht mehr das bescheidene Maß von Anerkennung zu Teil, das er ersehnte, sondern ein viel höheres, wie er es in den kühnsten Vorstellungen nicht zu träumen wagte. Für gar manche tritt dieser Augenblick erst lange nach dem Tode ein und ihr Leben war dann für ihr eigenes Gefühl ein verfehltes. So geschah es Heinrich von Kleist.

Wie anders Goethe! Nicht genug, daß bei seinem ersten Erscheinen, nach kurzem Widerstreben, Aller Herzen dem Einzigen zufielen, daß der vierundzwanzigjährige Jüngling über Nacht aus dem unbekannten Frankfurter Advokaten

zu Deutschlands erstem Dichter geworden war; auch noch ein zweites Mal sollte er einen großen Umschwung erleben, es sollte ihm beschieden sein, gewissermaßen bei Lebzeiten unter die Sterne versetzt zu werden. Unmerklich, in der Stille, bereitete sich der Augenblick vor, plötzlich war er da. ...

Die Stätte, an welcher dies geschah, war Berlin.

Näher betrachtet, verläuft nun aber diese Bewegung in drei Epochen. Die Begründung des Goethe-Kultus, im Anfang der neunziger Jahre, die Begründung einer ersten „stillen Gemeinde", als deren Hoheprieſterin wir Rahel Robert ansehen dürfen, macht die erste, für uns wichtigste Epoche aus. In der zweiten beobachten wir, wie aus den Berliner Salons die ältere Romantik hervorgeht, die den Dichter über alles erhebt, wie Tieck und die Brüder Schlegel, die sich hier gefunden haben, hinausgehen in die Lande, um den Kultus auszubreiten, um den neuen Glauben, der bisher nur im Stillen gehegt war, nun vor der Öffentlichkeit zu predigen. Was die älteren Romantiker begonnen, die jüngeren, vor allem Arnim und Bettina, setzen es in der dritten Epoche fort, Arnim, der in Berlin geboren war, Bettina, die sich seit dem beginnenden zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in Berlin heimisch gemacht hatte.

Als ein Vorläufer jedoch der Berliner Goethe-Bewegung, als ein wichtiges Verbindungsglied zwischen dem alten und dem neuen Geschlecht darf ein Mann nicht übergangen werden, der nach verschiedenen Richtungen hin um den Dichter sich Verdienste erworben hat: Pro-

feſſor Karl Philipp Moritz, welcher, als echter Vertreter einer Übergangszeit, Aufklärer, Stürmer und Dränger und Romantiker zumal genannt werden kann. Wie er Romantiker vor der Romantik iſt, ſo iſt er auch Goethe-Apoſtel vor dem Berliner Goethe-Kultus; er iſt der erſte Berliner, der zu Goethe in nähere Beziehung kommt, der erſte, der ſich ihm bedingungslos hingiebt und ſelbſt ſeine „mittelmäßigen Produkte“, nach Schillers Bericht an Körner, „zu Canons macht und auf Unkoſten aller andern Geiſteswerke herausſtreicht.“ „Er war ein Stimmführer der kleinen Gemeinde, welche in Berlin eine unbedingte Anerkennung Goethes forderte“, erzählt Köpke, der Biograph Ludwig Tiecks. Goethe, der Moritz in Rom kennen lernte und ihn nach Weimar brachte, hat an ſeiner Schrift „Über die bildende Nachahmung des Schönen“ werkthätigen Anteil genommen, er hat ſich ſeine „Deutſche Verslehre“ für die Proſodie der „Iphigenie“ zu Nutzen gemacht. Der Dichter ſelbſt hat dies in der „Italieniſchen Reiſe“ dankbar anerkannt: „Iphigenien in Jamben zu überſetzen, hätte ich nie gewagt, wäre mir in Moritzens Proſodie nicht ein Leitſtern erſchienen.“

Welch ein wunderlicher Heiliger iſt doch dieſer Moritz! Ein Menſch, der ſich, wie wenige, aus lauter Widerſprüchen zuſammenſetzt. Ein Pfadfinder. Ein Vielſchreiber erſten Ranges, der bald Lohnarbeiten, wie jeder Erſte Beſte, auf den Markt wirft, eine Grammatik für Damen, eine Schrift über Mir und Mich, bald wieder Werke, welche hohe Geltung beanſpruchen; dichteriſch angeregt, ohne Zweifel, aber doch, wenn er zur Production

kommt, ohne jegliche Gestaltungskraft, flach und poesieverlassen wie in seinem „Blunt", „ein tiefer Denker", wie selbst der ihm nicht sonderlich wohlgesinnte Schiller anerkennt, „der seine Materie scharf auffaßt und tief heraufholt", und zugleich ein schwächlicher Fatalist, der Begründer der Schicksalstragödie nach Art von Werner und Müllner. Eine in ihren Tiefen aufgewühlte, genialische Natur, in den ungeordnetsten Verhältnissen lebend, die sich aus niedrigen Anfängen emporgearbeitet hat und in unruhigen Bildungs- und Herzenskämpfen sich vor der Zeit verzehrt. Keine Schilderung läßt uns intimer in das wirre Treiben jener Zeit hineinblicken, in das trübe Ringen der gährenden Geister, die sich nicht zum Licht und zur Harmonie durchzukämpfen vermochten, als Moritz' verhüllte Selbstbiographie, sein unvollendeter Roman „Anton Reiser."

Und dieser selbe eitle, selbstgefällige Moritz besaß doch Hingebung und Tiefblick genug, um vor andern die überwältigende Bedeutung Goethes zu erfassen, genug Selbstverleugnung, um, nach Schillers Wort, „Abgötterei" mit dem Dichter zu treiben; dieser selbe Moritz ist der Lehrer und Freund des jungen Tieck, sein „Zwillingsbruder", und giebt so durch den gelehrigen Schüler die Parole weiter.

Aber so wesentlich diese ersten Ansätze auch sein mochten: die eigentliche Quelle des Berliner Goethe-Enthusiasmus ist dennoch an andern Orten zu suchen. Nicht die Männer sollten es sein, welche die Hüter der heiligen Glut wurden; den edlen Frauen war es aufbehalten, in der heimlichen Stille des Hauses die Flamme zu hegen,

bis die Stunde gekommen war, auf dem lauten Markt des Daseins sie zu entfachen.

Rahel Robert, Henriette Herz, Dorothea Veit heißen die Namen, von denen die Bewegung ausgeht.

Ein glänzender Cirkel bildete sich seit den neunziger Jahren um diese drei Frauen, ein Cirkel, dessen Tradition noch tief in unser Jahrhundert sich hineinerstreckt; sie waren die ersten Frauen in Berlin, bei welchen zu finden war, was die Franzosen einen Salon heißen. Eine auserlesene Schar der vorzüglichsten Geister vereinigte sich hier in freier Geselligkeit; Tieck und Schleiermacher kamen in diesem Kreise zuerst mit Friedrich Schlegel zusammen, Wilhelm und Alexander v. Humboldt, August Wilhelm Schlegel, Gentz, Varnhagen, Fouqué, Chamisso, Hitzig sind häufige Gäste. Auch der Adel, bis hinauf zu den Höchststehenden, stellt sich allmählig ein; neben v. Marwitz, v. Burgsdorff, v. Brinckmann finden wir auch den Prinzen Louis Ferdinand bei Rahel Robert.

Rahel, Henriette, Dorothea — alle drei waren Jüdinnen; sie waren aufgewachsen unter den Einflüssen von Moses Mendelssohn, unter der freieren Gestaltung des religiösen Lebens und der beherzten Hinwendung zu deutscher Sitte und Kultur, die durch ihn in den Kreisen der Berliner Juden Eingang gefunden hatte. Über die ersten Zeiten von Dorothea Veit, der Tochter des Moses Mendelssohn, sind wir nicht sehr gut unterrichtet; sie hat in späteren Jahren mit ihrem zweiten Gatten Friedrich Schlegel nicht nur den Übergang zum Katholizismus, sondern auch eine völlige Wandlung aller ihrer früheren

Anschauungen durchzumachen gehabt und ist schließlich dazu gelangt, den einst hochgepriesenen Goethe glühend zu hassen. Desto reichlicher fließen die Quellen zur Veranschaulichung der Persönlichkeiten Henriettens und Rahels; Henriette hat in ihren „Erinnerungen" eine reiche Fülle des Erlebten niedergelegt, von Rahel besitzen wir einen schier unerschöpflichen Briefschatz, welchen die editionsselige Ludmilla Assing in etlichen Bänden gehoben hat.

Gegenüber der verstandesscharfen und energischen, zum Herrschen geborenen Rahel war Henriette mehr eine receptive Natur, schwärmerisch, weich und ein wenig kritiklos. Ihre größte Zierde bildete die schöne und reine Weiblichkeit, die sie inmitten einer laxen Auffassung der moralischen Dinge nie die Schranken der Sittlichkeit durchbrechen ließ. Schriftstellerisch betrachtet, liegen ihre auszeichnenden Eigenschaften nach der Seite der Beobachtung hin, der treuen und scharfen Auffassung gesellschaftlicher Zustände.

Treffend hat Henriette beispielsweise auseinandergesetzt, wie es gekommen, daß grade bei den Jüdinnen jene ersten Berliner Salons sich aufthaten, und wie allmählich alle Kreise der Hauptstadt ihnen zufielen: „Mit Moses Mendelsohn war das Streben, sich deutsche Bildung und Gesittung anzueignen, in den Juden Berlins, und namentlich in der jungen Generation, erwacht. Die Männer wendeten sich philosophischen Studien zu, die Frauen, mit dem Feuer, mit welchem lebhafte Naturen ihnen bis dahin gänzlich Unbekanntes erfassen, der schönen Literatur. Man suchte sich mit der deutschen schönen Literatur in ihrem ganzen Umfange bekannt zu machen, und eine besondere Gunst des Geschickes wollte, daß die

Blüthezeit derselben eben damals begann. Ihre Meisterwerke wurden mit uns, und es ist etwas Anderes, eine große Literaturepoche erleben und an dem ersten Urtheil mitarbeiten, als sie als ein Abgeschlossenes nebst den fertigen Urtheilen über sie und ihre Werke überkommen" ... Bald nun ergab sich Gelegenheit, „den Geist, welcher sich durch die Beschäftigung der Frauen mit der Literatur gebildet hatte, zur Kunde und Theilnahme weiterer Kreise zu bringen. Und dieser Geist war in der That ein eigenthümlicher. Er war allerdings einerseits aus der Literatur der neueren Völker hervorgegangen, aber die Saat war auf einen ganz ursprünglichen, jungfräulichen Boden gefallen." ... Begreiflicherweise waren es „unter den Männern die jüngeren, welche sich zuerst diesen Kreisen näherten. Denn der Geist, welcher in diesen waltete, war der einer neuen Zeit und nächstdem waren die Trägerinnen desselben zum Theil sehr schöne junge Mädchen und Frauen. In diesen Kreis war nach und nach wie durch einen Zauber Alles hineingezogen, was irgend Bedeutendes von Jünglingen und jungen Männern Berlin bewohnte oder auch nur besuchte. Ich meine, pour comble kamen wir zuletzt in Mode, denn auch die fremden Diplomaten verschmähten uns nicht. Und so glaube ich nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß es damals in Berlin keinen Mann und keine Frau gab die sich später irgendwie auszeichneten, welche nicht längere oder kürzere Zeit diesen Kreisen angehört hätten. Ja eben so wenig fürchte ich zu übertreiben, wenn ich ausspreche, daß der diesen Kreisen entsprossene Geist in die Gesellschaften selbst der höchsten Sphären eindrang."

In dem Hause Henriettens trafen nun aber, in weit höherem Maße als bei der sieben Jahre jüngeren Rahel, noch die Gegensätze der alten und der neuen Partei aufeinander; war doch ihr eigener Gatte, der persönliche Freund Lessings, ein entschiedener Anhänger der Aufklärer. Bei Henriette wurde noch gekämpft, bei Rahel war der Sieg bereits entschieden. So sehen wir also in Henriettens Salon mit den schon genannten Jüngeren die berühmten älteren Gelehrten und Schriftsteller zusammentreffen, einen Nicolai, Ramler, Engel, Spalding. Über die Stimmung dieser Jahre giebt die beste Auskunft Tieck, in der Einleitung zum sechsten Bande seiner Schriften: „Göthe's Ruhm, der nach dem allgemeinsten Beifall, den ein Schriftsteller wohl je in Deutschland erfahren, bald gesunken war, hob sich von neuem um 1792. In Berlin schieden sich zwei Partheien. Die, die sich für die Besseren hielten, verkündigten, erläuterten und priesen diesen großen Geist. Man kannte sich an diesem Vereinigungspunkt wieder, und Freundschaft und Wohlwollen verband rasch die ähnlich Denkenden. Doch war diese neue und schwärmende Kirche die unterdrückte. Fast alle älteren Männer strebten ihr entgegen. Die namhaften oder berühmten Gelehrten bekämpften und verspotteten diesen Schwindel der unerfahrenen Jugend, wie sie diese Liebe zur Poesie nannten."

Ähnlich berichtet Henriette: „Mein Mann wies selbst in der schönen Literatur alles zurück, was nicht mit Lessingscher Klarheit und Durchsichtigkeit geschrieben war; er theilte diesen Sinn mit mehreren seiner Freunde.

Mich, die junge, mit lebhafter Phantasie begabte Frau, zog Alles zu der neu auftauchenden Sonne, zu Goethe, hin, (dem ich) unendliche Genüsse zu danken habe."

Der rechte Mittelpunkt nun dieses Cirkels, seine tiefste Persönlichkeit ohne Zweifel, war Rahel Levin, nachmals Rahel Robert. Sie war 1771 in Berlin geboren und lebte dort mit kurzen Unterbrechungen bis zum Jahre 1814. Im Herbst dieses Jahres vermählte sich die Dreiundvierzigjährige dem um vierzehn Jahre jüngeren Varnhagen von Ense und folgte ihrem Gatten nach Wien und Karlsruhe. 1819 kehrte sie mit ihrem Gemahl nach Berlin zurück und starb dort 1833.

Es kann sich hier nicht darum handeln, eine ausgeführte Charakteristik der genialen Frau zu geben, die in all ihren edeln wie in ihren schlimmen Eigenschaften so recht ein Kind ihrer Epoche gewesen ist. Eine eminente Gabe, die Menschen in den Zauber ihrer Persönlichkeit zu zwingen, ein starker Verstand, eine bis aufs Äußerste gespannte reizbare Empfänglichkeit für das Poetische und eine bewunderungswürdige Fähigkeit, das Große in der Dichtung wie im Leben zu erkennen und zu preisen, vereinigte sich in ihr mit einer guten Portion Sinnlichkeit und einer maßlosen, ungezügelten Subjectivität, die in den trüben Herzenswirren eines vielbewegten Liebeslebens sich bethätigte. Die Sophistik der Leidenschaft, der Kultus des Ichs, die Selbstbeobachtung und Selbstbespiegelung, das gegenseitige Nachrechnen und Kontrolieren der Empfindungen hat sich an keinem andern Orte so sehr heimisch gemacht, wie in diesem Kreise; es ist eine durch und durch literarische Liebe, die hier umgeht, eine Liebe, die stets die

Feder in der Hand hält und Tag und Nacht bereit ist, ihr Fühlen aufzuzeichnen.

Diese letzte Eigenschaft Rahels beobachten wir besonders in ihrem Briefwechsel mit Varnhagen, der in sechs Bänden, auf mehr als zweitausend Seiten, uns vorliegt; in eben diesen Briefen hat die außerordentliche Frau auch die wichtigsten Zeugnisse für ihren Goethe-Enthusiasmus niedergelegt. Da es unmöglich scheint, durch eigene Schilderung eine glaubhafte Vorstellung von der begeisterten Höhe dieses Enthusiasmus zu geben, so lasse ich in dem Folgenden, mehr noch als bisher, die Dokumente selbst sprechen.

Was Goethe für Rahel gewesen ist, wird wohl am lebendigsten in einem der frühesten Briefe an Varnhagen, aus dem Jahre 1808, ausgesprochen: „Ein Fest war sonst ein neuer Band Goethe bei mir; ein lieblicher, herrlicher, geliebter, geehrter Gast, der mir neue Lebenspforten gewiß erschloß. Durch all mein Leben begleitete der Dichter mich unfehlbar. Mit seinem Reichtum machte ich Kompagnie, er war ewig mein einzigster, gewissester Freund; mein Bürge, daß ich mich nicht nur unter weichenden Gespenstern ängstige; mein superiorer Meister — kurz, mit ihm bin ich erwachsen und nach tausend Trennungen fand ich ihn immer wieder, er war mir unfehlbar; und ich, da ich kein Dichter bin, werde es nie aussprechen, was er mir war!“ Charakteristisch genug, fügt sie hinzu: „Noch muß ich weinen, so rührt es mich!“

Wenn Rahel inne wird, daß sie mit Goethe in einer Eigenschaft zusammentrifft, ist sie überselig, sie meint, sie müsse „wahnsinnig werden“ vor Glück; das Verhältnis, in dem jemand zu Goethe steht, ist ihr

nicht nur der Maßstab für ihr eigenes Verhältnis zu ihm, sondern selbst der Maßstab für die Echtheit der Liebe. „Wie selig machte mich", so schreibt sie dem Geliebten, „was Du über Goethe sagst; es ist mir der höchste Bürge, der größte Beweis, daß Du mich liebst. O! man kann nicht lieben, ohne Goethe zu lieben; er ist das Ideale, durch wirkliche Mittel dargestellt, das Leben selbst."

Solche Verehrung, weil sie ebenso sehr wie den Dichter auch den Menschen meint, mußte notwendig versuchen, bis zu dem Meister selbst zu dringen. Und so sehen wir denn, wie Varnhagen, nachdem schon Rahel den Vergötterten flüchtig in Karlsbad kennen gelernt hatte, zu dem Dichter in Beziehungen tritt, wie er ihm ein — 1812 im Morgenblatt gedrucktes — Manuscript, „Fragmente über Goethe", einsendet, welches briefliche Äußerungen über Goethe, die bedeutendsten von Rahel, enthält. Ob die Schrift gedruckt werde, erklärt Rahel, daran sei ihr wenig gelegen; „wenn Goethe es nur gesehen hat, er nur weiß, welche bewußte Liebe für ihn schon mit ihm zugleich lebt. Wie vergöttert er in Deutschland, in Berlin wird." Als Goethes Antwort eingetroffen, ein freundlich-kühles, zurückhaltendes Schreiben, kennt ihre Ekstase keine Grenzen: „Wie eine Überschwemmung ist es über mich gekommen, seit Goethens Brief vor mir liegt: ein Meer ist alles; und es muß sich erst jedes nach und nach daraus bilden. Meine wirklich namenlose Liebe und bewundernde Verehrung dem herrlichsten Mann und Menschen einmal zu Füßen legen zu können, war der geheime stille Wunsch meines ganzen

Lebens, seiner Dauer und seiner Intensivität nach." Später trifft sie in Prag Frau von Wolzogen, die ihr berichtet, daß Goethe über ihre Fragmente sich unendlich gefreut habe. „Es ist ihm so nöthig, sprach sie, er wird so häufig mißverstanden, so vielfältig nicht gut berührt; es hat ihm außerordentlich wohlgethan. Ich sagte ihr, daß ich ihn vergöttre, diesen König der Deutschen! der blinden, unglücklichen, die ein Jahrhundert nach seinem Tode erwachen werden. Denk dir mein inneres stilles Glück, daß ich meinen Herrn, meinen größten Liebling gefreut habe!" Und mit berechtigtem Selbstgefühl fügt sie hinzu: „O! gäbe es eine Fürstin, eine Kaiserin, die so für seine Verehrung geboren wäre, fast wollt ich ihr mein Herz und meine Einsicht geben; leihen gewiß oft!" Varnhagen und Rahel bleiben seit der Zeit in freundlichen Beziehungen mit dem Olympier und Goethe erkennt es wiederholt und lebhaft an, was er den Beiden schuldet.

Allein alle diese allgemeinen Äußerungen — um von den Urteilen im Besondern, wie sie in Varnhagens Buch „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" und an andern Orten niedergelegt sind, ganz abzusehen — all das bezieht sich nur auf Rahels eigene Person; es fragt sich, ob sie für ihren Glauben auch nach außen hin gewirkt hat, ob sie ein Berliner Apostel des Goethe-Kultus gewesen ist, in dem Sinne, wie wir in diesen Tagen weibliche Apostel des Wagner-Kultus in Berlin wirken sehen.

An solcher erfolgreichen Propaganda hat es denn nun in der That nicht gefehlt, ja es hat sogar die geniale Frau, wenn wir anders ihrem Schildträger Varn-

hagen vollen Glauben beimessen dürfen, früher als jede andere für die Ausbreitung der neuen Lehre die ganze Macht ihrer Persönlichkeit eingesetzt. „Schon sehr früh," sagt Varnhagen, „weit früher, als eine literarische Meinung der Art sich gebildet hatte, war Rahel von Goethe's Außerordentlichkeit getroffen, von der Macht seines Genius eingenommen und bezaubert worden, hatte ihn über jede Vergleichung hinausgestellt. Die Liebe und Verehrung für Goethe war durch Rahel im Kreise ihrer Freunde längst zu einer Art Kultus gediehen, sein Name zur höchsten Beglaubigung geweiht, ehe die beiden Schlegel und ihre Anhänger, schon berührt und ergriffen von jenem Kultus, diese Richtung in der Literatur festzustellen unternahmen."

Auch Köpke, der sich hier wie in den meisten andern Fällen auf persönliche Mitteilungen Tiecks stützen wird, nennt unter den „geistvollen und gebildeten Frauen, welche auf die siegreiche Durchführung" des Goethe-Kultus „in ihren gesellschaftlichen Kreisen einen bedeutenden Einfluß ausübten", Rahel Levin in erster Reihe.

Einige Briefstellen mögen den Beleg dafür geben, wie Rahel ihres Amtes als Goethe-Apostel waltet. Als „Dichtung und Wahrheit" erschienen war, schrieb sie an Varnhagen: „Volumes hätte ich Dir zu sagen, wie verblüfft Goethes Leben sie (die Leute) wieder macht; wie sie auf mich fallen, auf mich; und was ich manchmal glücklich redneriſch erschöpfend antworten kann. So frug mich Graf Egloffstein eigends in einem dazu angestellten Besuch: „Was denken Sie von Goethes Leben?" Ich konnte ihm in sehr klaren bündigen Worten

eine ordentliche Erklärung vortragen; er lächelte und sagte ganz ehrlich und froh am Ende: „Sie haben Recht, nun weiß ich, was er meint.“ Der muß mir nun in die Lesekabinette, und das Kasino und seine tausend Gesellschaften.“ Von Gentz berichtet Rahel: „Er drückte sich nicht schön über Goethe aus, so kalt wie eine Klinke. Ich klinke ihn aber auf: die Zeit kommt oder ich sterbe früher.“

Denselben glühenden Bekehrungseifer scheint sie auch dem Prinzen Louis Ferdinand gegenüber entwickelt zu haben; als er Goethe bei jenem oben erwähnten Zusammentreffen näher kennen und schätzen gelernt hat, fügt er seinem Bericht über die Begegnung die Worte hinzu: „Grüß die Kleine (Rahel) von mir und sag' ihr dies: dann bin ich ihr gewiß unter Brüdern dreitausend Thaler mehr werth!“

Wenn nun aus diesem Kreise in der Folge die Männer hervorgehen, welche dem Dichter die lauteste Anerkennung entgegenbringen, die Schlegel, Tieck, die Humboldt — dürfen wir da nicht an einen Einfluß der Anschauungen Rahels oder Henriettens denken? Wilhelm v. Humboldt, um nur dies Eine hervorzuheben, wurde durch Henriette „gewissermaßen in die Welt eingeführt und war der Freund aller ihrer Freundinnen“; Rahel nennt ihn „mein Intimer“ und bleibt mit seiner Gattin in steter Korrespondenz.

Über das Verhalten der älteren und der jüngeren Romantik zu Goethe darf ich mich kürzer fassen; es handelt sich hier nur noch zum Teil um den Berliner

Goethe-Kultus, und überdies ist ja die enthusiastische Verehrung, welche insbesondere Tieck und die Schlegel dem Dichter zollten, aus vielen ausführlichen Darstellungen bekannt genug; von Bettina hat noch ganz kürzlich Herman Grimm, im Goethe-Jahrbuch, eine Schilderung voll Wärme und schöner Einfachheit gegeben, der nichts hinzuzusetzen ist. Nur ganz flüchtig also, und ohne auf besonders bezeichnende Beispiele auszugehen, erinnere ich daran, daß Friedrich Schlegel Goethe als den Dante unseres Zeitalters preist, und den „Faust" zu dem Größten zählt, „was die Kraft des Menschen je gedichtet"; daß weiter Tieck — ein geborener Berliner, wie bekannt — schon im „Prinzen Zerbino" Goethe als einen Ebenbürtigen des Dante, Cervantes und Shakespeare ansieht, daß ihm diese vier als die „heiligen Meister der neuern Kunst" erscheinen. Es wäre ein Kleines, die Zeugnisse dieser Vergötterung ins Unendliche zu vermehren.

Vergötterung, das Wort in seinem eigentlichsten Verstande genommen.

Denn wenn schon Moritz nach Schillers Ausspruch, „Abgötterei" mit Goethe getrieben hatte, so ist gar für Rahel und die Jüngeren alle der Ausdruck „Vergötterung" in Bezug auf Goethe etwas ganz Geläufiges. „Ich sagte ihr, daß ich ihn vergöttre", schreibt sie, „Ich vergöttere diesen begabten Weisen, agitirten ächten Herzensmenschen . . . Wie verabgöttere ich den immer von Neuem . . . Die Adoration meines Herzens", und wie die exaltirten Äußerungen alle lauten mögen. Für die ältere Romantik können die Schlußverse eines Sonetts von A. W. Schlegel zeugen:

„Uns sandte, Goethe, Dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüte."

Charakteristischer noch ist es, wenn einer der jüngeren Romantiker, Arnim — wieder ein Berliner — in seiner „Trösteinsamkeit" einmal an die Stelle von Goethe's Namen einfach das Sonnenzeichen setzt:

„Und erscheint als Gott dir ⊙
Auf der Menschheit höherm Thron,
O so glaub der Abendröthe,
Werd nicht roth vor ihm mein Sohn."

In Berlin also, davon haben wir uns nunmehr zur Genüge überzeugt, ist der Goethe-Kultus am frühsten begründet und gepflegt, in Berlin zuerst ist die überwältigende Macht des Goetheschen Genius voll anerkannt worden. Die Frage ist: sollen wir als ein bloßes Spiel des Ungefährs es ansehen, daß gerade in unserer Stadt Goethes Weltstellung entdeckt worden ist, oder sollen wir den Versuch machen, die Gründe für diesen merkwürdigen Umstand aufzufinden?

Ich glaube, daß wir genötigt sind, für die zweite Alternative uns zu entscheiden, ich glaube: daß wir hier ein erstes Symptom der künftigen Hauptstadt vor uns haben, daß hier zum ersten Male Berlin sich als die werdende geistige Centrale Deutschlands bewährt, welche am meisten zu bieten hatte, was der Künstler braucht: ein Publikum.

Denn nicht bekenne ich mich zu der Ansicht Derer, die in der Zersplitterung des Vaterlandes ein Heil für die Entwickelung unserer Poesie erblicken und, in dem

Bestreben, alles, was ist, auch vernünftig zu finden, gerade das Fehlen einer geistigen Hauptstadt in der Blütezeit als einen Vorteil ansehen. Ein ewiger Schaden ist es vielmehr für unsere Dichtung gewesen, vor Allem für das Drama, daß wir keine Capitale besaßen, keinen Brennpunkt alles nationalen Lebens, wie die Spanier, Engländer, Franzosen. Glücklicher als wir, erfreuen zumal die Franzosen, sich einer sicheren und durch Jahrhunderte gefesteten Tradition, einer niemals abreißenden Kontinuität und Stätigkeit des Geschmacks, die wohl auch durch die litterarischen Gräuel der neuesten Zeit, durch die wüsten Orgien des Naturalismus nicht erschüttert werden wird.

Stand Goethe von Jugend auf einer solchen Hauptstadt, einem solchen Publikum gegenüber, er hätte den „Götz" nicht so geschrieben, wie er ihn schrieb, und das Werk wäre nicht so mißverstanden, wie es mißverstanden wurde, als ein Signal unbedingter, blinder Shakespearenachahmung oder gar als das Signal der Regellosigkeit. Was half es ihm, daß er sofort einlenkte, daß er gerade am „Götz" seine Emancipation von Shakespeare vollzogen hatte — er hatte einmal das Zeichen zur Revolution gegeben und mußte nun selbst schwer unter ihren Folgen leiden.

Und weiter: wenn Goethe von Jugend auf einem solchen Publikum gegenübergestanden hätte, er würde nicht zu jener Mißachtung des äußeren Erfolges gekommen sein, die ihn die wichtigsten Werke nur für einen kleinen Kreis von Freunden berechnen ließ; die ihm beispielsweise nach Vollendung der Iphigenie den Ausspruch entlockte,

daß es „ganz gleichgiltig“ sei, wie „das Publikum diese Sachen betrachtet“ und die ihn während der Einstudierung des Schlegelschen „Alarkos“ an Schiller schreiben ließ, daß „am Gelingen nach außen“ ja „gar nichts“ gelegen sei. Einem großstädtischen Parterre hätte er nicht, wie den Jenenser Studenten bei der Aufführung des „Alarkos“, die für sein Verhältniß zum Publikum so charakteristischen Worte zurufen können: „Man lache nicht!“

Die Anerkennung nun, die ihm seit den neunziger Jahren unsere Stadt entgegen brachte, sie kam zu spät, um noch eine gründliche Änderung in Goethes Anschauungen bewirken zu können; aber dennoch glaubt man zu bemerken, daß er seit jener Zeit je länger, je mehr die Wirkung auch auf ein größeres Publikum, die Übereinstimmung mit der öffentlichen Kritik ins Auge faßt. Seit jener Zeit erst beginnt der intime Verkehr mit Berlinern, so vor Allem mit den Humboldt's, zu denen er 1794 zuerst in Beziehung kam; schon im Jahre 1798 konnte er in Bezug auf Wilhelm von Humboldt die Äußerung gegen Schiller thun: „Es ist kein geringer Vorteil für mich, daß ich wenigstens auf der letzten Strecke meiner poetischen Laufbahn mit der Kritik in Einstimmung gerathe“. Ähnlich hat er in Dichtung und Wahrheit es ausgesprochen, daß „eine ganze Zeit seines Lebens eine Verachtung des Publikums ihm anhing, die nur spät durch Einsicht und Bildung ins Gleiche gebracht werden konnte.“

Allmählich stellt sich es nun aber gegenüber dem Berliner Goethe-Kultus für den Dichter als wünschenswerth heraus, einen beständigen Vertreter in der Stadt

zu haben, der seine Interessen wahrnimmt. Dieser Mann, der Botschafter gleichsam der Großmacht Goethe in Berlin, war Zelter.

Bezeichnend genug, daß er seinen chargé d'affaires nicht aus jenen Kreisen sich wählt, in denen er am lautesten gepriesen und vergöttert wird, aus dem Kreise jener Jüngeren, deren „Beifall selbst seinem Herzen bang macht", sondern daß er einen Berichterstatter aussucht, der, mit jenen zwar in Beziehung, doch ein wenig mehr bei Seite steht und in seiner kernfrischen und gesunden Art weit entfernt ist von aller Zerrissenheit und Sentimentalität, von der Überspannung und dem maßlosen Egoismus jenes Zirkels.

Zelter war ein Mann, der in seinen eigenen Schuhen stand, ein Autodidakt, der sich vom einfachen Maurer bis zum Leiter der Singakademie emporgearbeitet hatte, erfüllt von dem berechtigten Selbstbewußtsein des Autodidakten, des selfmade man, der in hartem Ringen es erkämpft hatte, seiner „ungeheuren Leidenschaft zur Kunst" folgen zu können. Eine „Natur", im Goethe'schen Sinne. Eine derb dreinfahrende Persönlichkeit voll Energie und Schaffenslust, tüchtig und unverfroren, allein auch weltklug und in die Verhältnisse sich fügend, wo es Not war. Kein genialer oder gewaltiger Mensch, aber ein treuer, fester Kerl, lebensfroh und immer bei Humor, „gesund, wie eine Sonne". Charakteristisch für ihn, daß unter allen Goethe'schen Gestalten Elisabeth, im Götz, ihm eine der liebsten ist, Elisabeth, deren Vorbild Goethe's Mutter war: Zelter und Frau Rath sind verwandte Naturen, aber verschieden wie Norddeutsch und Süddeutsch.

Wie Frau Rath, liebt Zelter die draſtiſchen Vergleiche; „ich ſpürte Erleichterung“, ſagt er, „wie ſie etwa einem Blutegel werden mag, dem Salz aufgeſtreut wird“, „ich muß in der Stadt umherlaufen wie ein Barbiergeſell“, oder, von einem Sänger: „der Kerl hat eine Zunge wie eine Specknudel“. Seine urwüchſige Grobheit, die die Dinge ſtets beim rechten Namen nennt, macht auch Goethe Freude; „ſchreibe mir“, ſagt ihm der Dichter, „ſo derb als möglich, denn das kleidet Euch Berliner doch immer am beſten“. Und zu Eckermann äußerte er: „Zelter kann bei der erſten Bekanntſchaft etwas ſehr derb, ja mitunter ſogar etwas roh erſcheinen. Allein das iſt nur äußerlich. Ich kenne kaum jemand, der zugleich ſo zart wäre wie Zelter. Und dabei muß man nicht vergeſſen, daß er über ein halbes Jahrhundert in Berlin zugebracht hat. Es lebt aber, wie ich an allem merke, dort ein ſo verwegener Menſchenſchlag beiſammen, daß man mit der Delikateſſe nicht weit reicht, ſondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob ſein muß, um ſich über Waſſer zu halten“.

In ſeiner beſchränkteren Weiſe kann ſich Zelter in gar Manches, was der univerſelle Freund ſich gefallen läßt, nicht gleich finden; Zacharias Werner, Frau von Staël ſtoßen ihn ab, er weiß ihnen keine erfreulichen Seiten abzugewinnen. Auch als Künſtler hat er nichts Geniales, ſondern etwas Bürgerlich-handwerkermäßiges; er iſt einer von jenen Komponiſten, die jederzeit in der Schaffenslaune ſind und ſelbſt, wenn man ſie aus dem Schlafe weckte und ihnen eine Aufgabe vorlegte, ihr Penſum ordnungsmäßig löſen würden. So iſt es begreiflich, daß

Zelter der Einwirkung Beethovens nicht ohne Widerstreben sich hingiebt und die hinreißende Größe seines Genius wohl nie ganz erkannt hat. Immerhin hat er auch als Musiker eine höchst ehrenwerte Thätigkeit entfaltet, deren Tradition noch bis in unsere Zeit hinabreicht; so ist beispielsweise die Aufführung von Grauns „Tod Jesu", welche noch heute alljährlich am Charfeitag stattfindet, zuerst von ihm angeordnet worden.

Die Beziehungen Goethes zu Zelter nun, die vom Jahre 1796 bis zu Goethes Tode andauerten, immer freundschaftlicher sich gestalteten und kaum je durch einen Mißklang gestört wurden, lassen sich auf zwei Grundinteressen zurückführen. Zelter ist einmal der Komponist Goethe's nicht bloß, sondern auch der Dezernent der Musik für den Großstaat Goethe, für den universellen Geist, der von allen Fortschritten menschlicher Kunst und menschlichen Wissens unterrichtet sein will; er ist für die Musik, was Heinrich Meyer, der sogenannte Kunschtmeyer, für die bildende Kunst war, nur mit dem Unterschiede, daß Goethe den Vertreter der Kunst bei sich in Weimar haben mußte, während für die Musik, die ihm auch geistig zeitlebens dreißig Meilen fern blieb, sein Geschäftsträger immerhin in Berlin residieren mochte.

Goethe's Geschäftsträger, ich sprach es schon aus, ist Zelter auch in einer anderen, für uns wichtigeren Hinsicht: er vertritt seine Interessen in der Hauptstadt, er erstattet Bericht über alles Wissenswerte. Er übernimmt Auskünfte und Bestellungen, an Fichte, an den Buchhändler Unger; weiter an den Staatsrat Schultz, der mit Goethe selbst in lebhafter Korrespon-

denz ſtand und Anteil an der Farbenlehre und anderen naturwiſſenſchaftlichen Dingen nahm; Beſtellungen an „Iſegrimm“, den Philologen Friedrich Auguſt Wolf, deſſen Disputationsluſt und Widerſpruchsgeiſt oft den Spott der beiden Korreſpondenten herausfordert; in ſpäteren Jahren iſt dann auch wohl von Felix Mendelsſohn die Rede, Zelters liebenswürdigem Schüler, der durch ihn bei Goethe eingeführt wurde. Beſorgungen und Sendungen aller Art werden dem guten Zelter aufgebürdet; er ſchickt Zeitungen, Komödienzettel, und — um auch das Geringere nicht zu vergeſſen — Zander und Hecht, Berliner Porzellan und Teltower Rübchen. Er berichtet über die Kunſtausſtellung, über geſellſchaftliche Zuſtände; vor Allem: er berichtet über die Berliner Goethe-Verehrung, über das Berliner Theater.

Es war Goethes lebhafter Wunſch, über die Vorgänge am „erſten deutſchen Theater“, wie er ſelbſt unſere Bühne nannte, gut unterrichtet zu werden. „Zuvörderſt erſuche ich“, ſchreibt er an Zelter im Jahre 1815, „mir vom Theater von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben, denn da ich mit dem Grafen Brühl (dem neuen General-Intendanten) in guten Verhältniſſen lebe, ſo möchte ich gern mit dem Berliner Theater im Einverſtändnis bleiben. Es bedarf nur einiger Anregung, und ich arbeite wohl wieder eine Zeitlang für die Bühne, und dann iſt denn doch Berlin der einzige Ort in Deutſchland, für den man etwas zu unternehmen Muth hat.“ Graf Brühl, der ſich mehrfach am Weimariſchen Hofe aufgehalten und unter Anderem den Paläophron in dem kleinen Drama „Paläophron und Neoterpe“ unter Goethes Leitung dar-

gestellt hatte, konnte bereits um die Aufführung des für Berlin geschriebenen Festspiels „Des Epimenides Erwachen", am 30. März 1815, sich viele Verdienste erwerben; auf seine Anregung dichtete Goethe weiterhin den „Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters im Mai 1821" und 1828 eine Einleitung zu dem Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung", welches als Prolog dem Drama von Deinhardtstein, „Hans Sachs", vorangeschickt werden sollte. Den „Epimenides" hatten die Berliner nur zum Teil verstanden und der Lokalwitz hatte daher, wie Zelter an Goethe berichtete, das Stück umgetauft, er nannte es: „I wie menen Sie des?" Ein würdiges Seitenstück zu dem bekannten Scherzwort bei Gelegenheit der ersten modernisierenden Aufführung der „Antigone": Antik? O ne!

Durch des Grafen Brühl Teilnahme und Verehrung wurde dann ferner die private Aufführung des Faust ermöglicht, welche, früher als an jedem andern Orte, im Mai 1820 nach vielen Vorbereitungen in Berlin stattfand. Das größte Verdienst um die Aufführung hatte Fürst Radziwill sich erworben, der erste Komponist des Faust; durch ihn wurde der Hof dafür interessiert, und alles auf das Glänzendste zu Ende geführt. „Denkst Du Dir nun", schreibt Zelter an Goethe, „den Kreis, in dem dies alles vorgeht: einen Prinzen (Karl von Mecklenburg) als Mephisto, unsern ersten Schauspieler (Wolff) als Faust, unsere erste Schauspielerin (Madame Stich) als Gretchen, einen Fürsten als Komponisten, einen wirklich guten König als ersten Zuhörer mit seinen jüngsten Kindern und ganzem Hofe, eine Kapelle der

ersten Art und dies alles angeführt vom königlichen General-Intendanten aller Schauspiele der Residenz, in einem königlichen Schlosse (Monbijou); so sollst Du mir den Wunsch nicht schlimm heißen, Dich unter uns gewünscht zu haben. Hier ist anjetzt von weiter nichts die Rede als wie es zu machen, Dich nach Berlin zu zaubern. Daß alle Welt bey der Hand ist, Dir das Bett zu legen, den Schirm zu halten, den Tisch zu decken u. s. w. hättest Du zu hoffen." Die dringenden Aufforderungen dieser Art wiederholten sich noch mehrfach im Lauf der Zeit; aber Goethe „fürchtet sich," wie er selbst gesteht, „vor neuen Einwirkungen und Aufregungen" und kann sich daher, trotz aller Mahnungen, nicht zu der Reise entschließen.

Immer enger wird in der Folge der Jahre das Verhältnis Goethes zu dem „lieben, interessanten Berlin"; während „sonst sein Blick auf Zelter und sehr wenigen mit Sehnsucht verweilte und dann wieder ohne weiteren Reflex abgleitete, wendet er ihn jetzt noch lieber dorthin, zu den wackern und tüchtigen Männern in dem Berliner Kreise." Goethe steht in Beziehung zu unsern Künstlern und Gelehrten, zu Schadow, Schinkel, Rauch, Beuth, Niebuhr und vielen Andern; er nimmt Anteil an der Künstler-Bewegung, welche von Berlin nach Rom geht, er erbittet nach dem Tode Niebuhrs von der Malerin Louise Seidler „das Antlitz des vorzüglichsten Mannes". Im Jahre 1820 machte sich eine ganze Gesellschaft von hervorragenden Berlinern auf die Reise, um Goethe zu besuchen; Rauch, Schinkel, Friedrich Tieck und der Staatsrath Schutz verleben „in lebhafter, ja leidenschaftlicher Kunstunterhaltung" Stunden mit ihm, die er selbst